

**Quelle: Die Zeit**

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

POLITIK SACHSEN

# Schlag auf Schlag

## Leipzigs Herzzentrum gehört zu den größten in Europa. Wie manche Ärzte dort arbeiten, erinnert an Science-Fiction \*Sebastian Kretz\*

Unter kalten Deckenstrahlern, in einem Rahmen aus Stahl, liegt der Inbegriff des Lebens und kämpft. Rotglänzend wölbt sich das Herz in dem geöffneten Brustkorb, dehnt sich aus, zuckt. Dann hört es auf zu schlagen.

Professor Martin Kostelka ist zufrieden, er kann anfangen zu arbeiten. Eine Maschine aus Röhren und Schläuchen pumpt das Blut durch die Adern der Patientin, ihr Herz hat Pause. Mit ruhiger Stimme fordert Kostelka Aortenklemme, Skalpell, Pinzette. Da ist das Geräusch eines Zahnarztbohrers, der Geruch verbrannter Haut. Geht alles gut, wird Kostelka seiner Patientin in den folgenden Stunden eine künstliche Herzklappe annähen, ihr Leben um geschätzte 50 Jahre verlängern.

Das ist die Aufgabe der 267 Ärzte am Herzzentrum Leipzig: den richtigen Takt wiederherstellen, Löcher schließen, Herzen heilen, im schlimmsten Fall austauschen. Die Spezialklinik für Herzchirurgie, Kardiologie und Rhythmologie zählt zu den größten Europas. Sie hat 380 Betten, mehr als 1300 Mitarbeiter, 19000 stationäre und knapp 17000 ambulante Patienten im Jahr.

»Wer einmal erlebt hat, wie ein Herz stehen bleibt und dann wieder schlägt, den lässt das nicht mehr los«, sagt Friedrich-Wilhelm Mohr. Er hat die Klinik 1994 gegründet und ist ihr renommiertester Arzt. Mohrs Stirn legt sich abwechselnd in Längs- und Querfalten, als

rechne er mit Problemen, aber darunter liegen warme Augen, die versprechen: Es gibt eine Lösung.

»Wir haben hier schon neue Technologien eingesetzt, als andere noch nicht einmal darüber nachgedacht hatten, ob das überhaupt möglich ist«, sagt der Klinikdirektor.

Der 59-Jährige gilt als einer der Pioniere der deutschen Herzchirurgie. »Unter seiner Leitung hat sich Leipzig zu einem der führenden Herzzentren entwickelt«, sagt etwa Rüdiger Strehl vom Verband der Universitätsklinika Deutschlands. Kurz nach der Wiedervereinigung konnte von solchen Ansprüchen noch keine Rede sein. Die Krankenhäuser in den neuen Bundesländern waren marode, die Technik war veraltet. In der Herzchirurgie entfielen in Westdeutschland auf eine Million Einwohner jährlich 1000 Operationen. In der gesamten DDR waren es nur etwa 3000.

Um die Versorgung rasch sicherzustellen, wurden wenige, aber leistungsfähige zentrale Spezialkliniken eingerichtet - eines der Zentren für Herzchirurgie kam nach Leipzig. Um das Krankenhaus finanzieren zu können, beauftragte der Freistaat einen privaten Träger mit dem Betrieb, die Rhön-Klinikum AG. Gleichzeitig legte ein Vertrag fest, dass die Klinik Teil der Hochschulmedizin wird. »Wenn man sich viele Jahre durch öffentliche Universitäten geschlagen hat, dann reizt es einen, als Forscher von der Universität Geld in

die Hand zu bekommen, um selbst zu investieren«, preist Mohr das bis heute seltene Konzept.

Die Klinik ist hoch profitabel: Zuletzt gab es 28 Millionen Euro Gewinn

Liegt die Gesundheit der Menschen in privater Hand, geht es allerdings nicht mehr nur ums Heilen, sondern auch ums Geldverdienen. »Die Privaten suchen sich die Bereiche aus, in denen sich die Behandlung am meisten lohnt«, meint etwa Knut Köhler von Sachsens Landesärztekammer. Mit fast 28 Millionen Euro Gewinn war das Leipziger Herzzentrum 2010 das profitabelste Unternehmen der Rhön-Klinikum AG. Erkrankungen, die sich nicht gewinnbringend behandeln ließen, würden darüber vernachlässigt, kritisiert Köhler.

Die Leipziger haben sich auf die Roboter- und minimalinvasive Chirurgie spezialisiert: Der Arzt operiert nicht am offenen Herzen, sondern führt kleinste Geräte in den Körper ein, die er am Computer steuert - Verfahren, die Mohr in den USA kennengelernt und selbst weiterentwickelt hat.

Dagegen wirkt Martin Kostelkas Handwerk beinahe altmodisch. Der Chirurg beugt sich über die klaffende Öffnung im jodgelben Leib seiner Patientin mit der undichten Herzklappe. Es sei selten, dass er eine so alte Patientin operiere, sagt Kostelka. Das Mädchen ist 14.

Die Ärzte operieren so, als tapezierten sie einen Raum durchs

## Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

### Schlüsselloch

Etwa zwei von drei Patienten in der Kinderherzchirurgie sind jünger als ein Jahr. Sie wurden mit Herzfehlern geboren: Löchern in den Scheidewänden oder beschädigten Arterien. »Wir haben den härtesten, aber auch den befriedigendsten Job«, sagt Kostelka mit warmem tschechischem Akzent. Die schönste Belohnung sei die Dankbarkeit der Eltern. Und das Wissen, dass die Menschen, die er heilt, ihn um Jahrzehnte überleben werden.

1998 reiste Klinikdirektor Mohr persönlich nach Prag, um Kostelka abzuwerben. Zum dortigen Zentrum für Kinderherzchirurgie unterhielten die Leipziger noch aus DDR-Zeiten gute Beziehungen. »Mich hat es gereizt, dass ich hier eine eigene Abteilung nach meinen Vorstellungen aufbauen konnte«, sagt der 52-jährige Kostelka, der als einer der besten Herzchirurgen Europas gilt.

Er greift zu einer stählernen Spange, die im aufgesägten Brustkorb klemmt, setzt einen Hebel an und kurbelt. So hindert der Chirurg den Körper des Mädchens daran, schützend die Rippen um ihr Herz zu legen. Mit derselben Bewegung bedient man einen Wagenheber. Später wird aus dem Brustkorb des Mädchens ein halbes Dutzend Werkzeuge ragen, während sich Kostelka mit einer unterarmlangen Pinzette und grellblauem Faden an die Arbeit macht. So grob das Gerät wirkt, mit dem er hantiert, so behutsam muss er es einsetzen: Ein falscher Schnitt, ein zu beherzter Druck, und ein Leben ist in Gefahr.

Von 100 seiner kleinen Patienten überlebten 99 den Eingriff, sagt

Kostelka. Nur in sehr komplizierten Fällen betrage die Gefahr, durch die Operation zu sterben, bis zu 20 Prozent. Bei etwa 300 Eingriffen im Jahr heißt das: Drei Patienten kann Kostelka nicht retten - Menschen, die ihr ganzes Leben vor sich gehabt hätten.

Den Gedanken daran hält der Arzt im OP-Saal schon aus Professionalität von sich fern: »Die Schritte jeder Operation sind von A bis Z geplant, alles muss genau passen. Es gibt keine Improvisation.« Und wenn doch etwas schief läuft? »Dann ist das eine Abweichung. Für die gibt es auch wieder einen Fahrplan, um die Komplikation zu lösen.«

Erst nach der Operation an der Herzklappe des Mädchens sagt Kostelka, dass es knapp war. Eine der 20-Prozent-Operationen. Die Hauptschlagader hätte durchtrennt werden können. Aber der Ersatzplan wurde eingehalten.

Wegen Fachleuten wie Kostelka kommen Patienten aus der ganzen Welt nach Leipzig; etwa jeder Zwanzigste reist aus dem europäischen Ausland, arabischen Ländern oder den USA an. Im Schnitt verpflanzen die Leipziger jeden Monat drei Herzen. Derart hochriskante Eingriffe sind indes die Ausnahme. Meist haben es die Ärzte mit verbreiteteren Leiden zu tun, reparieren Herzklappen, implantieren Schrittmacher, legen Bypässe.

Neben der klassischen Kliniksparte mit ihren Messern, Sägen und Kurbeln liegt, in einer fensterlosen Station, die Abteilung für Science-Fiction-Medizin von Professor Gerhard Hindricks.

Hindricks ist Experte für katheterbasierte Eingriffe: Durch

einen kleinen Schnitt in der Leiste schiebt er einen wenige Millimeter starken Schlauch bis ins Herz. An der Spitze des Schlauchs ist eine Sonde befestigt, die auf Hindricks' Kommando winzige Stromstöße abgibt. Mit diesem Verfahren beseitigt er Herzrhythmusstörungen, beinahe ohne Haut und Fleisch zu beschädigen. Das Verfahren hat Hindricks selbst entwickelt.

Während er durch den Stationsflur stapft, sieht er eine Patientin auf einer Trage. »Wenn ich drei Sätze mit ihr spreche, weiß ich, was sie hat. Und wenn sie das hat, was ich vermute, ist sie heute Abend wieder hier raus«, diagnostiziert er im Vorbeigehen und verschwindet in einem Raum, der laut Eigenwerbung der Klinik zum »leistungsfähigsten invasiven Behandlungszentrum für Herzrhythmusstörungen in Europa« zählt.

Die Ärzte tragen hier beigefarbene Bleischürzen, gegen die Röntgenstrahlung. Nur Hindricks schlüpft in ein tiefschwarzes Modell, übersät mit farbigen Blitzen, als sei er soeben aus der Zukunft zurückgekehrt und noch nicht dazu gekommen, die Spuren der Zeitreise zu beseitigen. Er greift einen schwarzen Joystick. Dann lenkt er den Katheter ins Herz eines Patienten, der unter Vorhofflimmern leidet. Lediglich ein dünnes Kabel verschwindet im Körper des Mannes. In den nächsten Stunden wird Hindricks mit der Sonde winzige Narben ins Herz brennen. Damit verhindert er, dass künftig fehlerhafte elektrische Impulse entstehen, die es aus dem Takt bringen.

Inzwischen haben die Forscher am Herzzentrum begonnen, Hindricks' Uhrmachertum mit Kostelkas Maschinenschlosserei zu verbinden:

## Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Sie entwickeln ein Verfahren, bei dem der Chirurg seinem Patienten per Katheter eine neue Herzklappe einsetzt. Klinikdirektor Mohr sieht darin die Zukunft der Herzchirurgie. Das sei, sagt Mohr, als tapeziere man einen Raum durchs Schlüsselloch.

Rhythmologe Hindricks muss jetzt

los, er zeigt in den Flur, wo drei Herren in dunklen Anzügen warten. »Da stehen die Philips-Leute und wollen was verschenken.« Das ist der Deal: Die Konzerne stellen ihre neuen Geräte vor, die Leipziger probieren sie aus, und wenn sie die Technik gutheißen, bestellen kleinere Kliniken sie auch.

»Routinemedizin ist nicht unser Auftrag, wir schauen nach Alleinstellungsmerkmalen«, ruft Hindricks noch, bevor er sich beschenken lässt. Bescheidenheit gehört nicht gerade zum Stellenprofil eines Leipziger Herzchirurgen.